

Thomas Bernhard Seiler

WER IST DAS ICH
UND WIE UND WAS
WEIß ES VON SICH SELBST?

Herbst 2020

Im Ich feiern Schizophrenie und Dialektik eine Party auf allen Stockwerken. Dem freudigen Ich-Über-Ich-Es-Brimborium hat Heidegger vergessen das Kehr-Icht entgegenzustellen.

Ingo Anhenn

Das Ich ist etwas, dessen man sich besser entledigen sollte, als es zu kultivieren. Das Ich, mit großem „I“ geschrieben, ist eine Illusion – für Frauen insbesondere auch eine gefährliche.

Elisabeth List

Leyland schreibt an seine verstorbene Frau:

Cara, wie wunderbar es ist, mir zu vergegenwärtigen, wie es vor langer Zeit war, ich zu sein.

Ein großes Erstaunen, dass ich auch der von damals war.

Und ein tiefes Erschrecken, dass ich einmal so weit weg von mir, wie ich heute bin, sein konnte.

Wie war es möglich, dass ich mich damals bei mir selbst gefühlt hatte?

Oder war es am Ende gar nicht so?

... Ich möchte Wissen, wie ich der geworden bin, der ich bin.

Nicht an der Oberfläche, nicht den äußeren Stationen nach, sondern im Inneren.

Auszug aus: Pascal Mercier (alias: Peter Bieri),

Das Gewicht der Worte. Roman. (2020) München, Carl Hanser.

Übersicht

1. Die Begriffe des Ich, des Selbst und der Identität

- Das Ich als Selbstbewusstsein
- Wissenschaftliche Funktion dieser Begriffe
- Die Thesen Rosenthals

2. Vom Wissen zum Bewusstsein

- Zwei Seiten oder Arten von Bewusstsein
- Inhaltliches und phänomenales Bewusstsein
- Annahmen, die diesen Bewusstseinsbegriffen unterliegen

3. Konstruktion des begrifflichen Selbstbewusstseins

- Außenperspektive – Innenperspektive
- Die begriffliche Natur des Selbstwissens
- Evolutionäre Erklärungsweisen- Das Modell Jean Piaget's
- Strukturgenetische Erklärungsweise der Entwicklung der Persönlichkeit
- Ontogenese, Arten und Ebenen des inhaltlichen Selbstbewusstseins
 - Die sensomotorische Handlungs-, Wahrnehmungs- und Wissensebene
 - Die intuitive Vorstellungs- und Wissensebene
 - Die begriffliche Wissensebene
- Grenzen und Abhängigkeiten der Ich-Konstruktion
- Introspektion – die begrenzte Erkennbarkeit des Ich
- Das reale und das ideale Ich
- Die Abhängigkeit des Selbst vom Du
- Einheit oder Vielheit

4. Die Ontogenese des phänomenalen Selbstbewusstseins

- Abhängigkeiten zwischen inhaltlichem und phänomenalem Bewusstsein
- Ebenen und Stufen des phänomenalen Selbstbewusstseins
 - Das primäre Ichbewusstsein
 - Das intuitive Ichbewusstsein
 - Das reflexive oder sich seiner selbst bewusste Ich
 - Bewertung

5. Selbstverwirklichung und das wahre Ich

- Der Glaube, dass jedem ein wahres Ich vorgegeben sei
- Der Glaube, das wahre Ich sei der Introspektion zugänglich: Erkenne Dich selbst
- Der Glaube, das wahre Ich sei vollumfänglich erkennbar
- Die Aufgabe und die Grenzen der Selbstverwirklichung

Einige Literaturangaben

1. Die Begriffe des Ich, des Selbst und der Identität

Jeder Mensch, der handelt, denkt, spricht und fühlt, spürt und fühlt sich dabei bewusst, halbbewusst oder vorbewusst als eine selbständige von andern unabhängige Person, was er mit dem Gebrauch der Wörter „ich“, „mich“ usw. zum Ausdruck bringt. Dies zeigt, dass im Handeln und Denken des Menschen dem Wissen, ein eigenständiges, von anderen abgetrenntes, und dabei doch von ihnen abhängiges Ich zu sein, ein besonderer Platz und grundlegende Funktionen zukommen. Darum werden folgerichtig, nicht bloß in psychologischen Theorien, Begriffe wie *Ich*, *Selbst* und *Identität* mit starker Bedeutung und zentralen Aufgaben belehnt.

Ich als Selbsterkenntnis und Selbstbewusstsein

Der alltägliche Gebrauch des Wortes „Ich“ in der Kommunikation einer Person mit andern ist wohl die Grundlage all der Bedeutungen, die dem Wort „Ich“ zugeschrieben werden. Wenn im wissenschaftlichen Gebrauch das Wörtchen „ich“ in verallgemeinerter und substantivierter Form gebraucht wird, beispielsweise als: mein oder sein „Ich“, übernimmt man wesentlich den Bedeutungsstock des beiläufig gebrauchten „ich“, auch dann, wenn man statt vom „Ich“ vom „Selbst“ oder von der persönlichen „Identität“ spricht. Dabei wird diesen Begriffen das Ingesamt des Wissens – sei es bewusst, intuitiv oder unbewusst – zugeordnet, das eine Person über sich besitzt oder, wenn auf andere angewandt, das Ingesamt der Eigenschaften und Fähigkeiten, das man ihnen zuschreibt.

Diese Begriffe schöpfen also aus dem Wissen, das der Mensch über sich selbst gebildet hat. Man könnte sagen, die Selbsterkenntnis und das Selbstbewusstsein liefert das Material, aus und mit dem die Person ihr Ich konzipiert und das sie analog in allgemeiner und entpersönlichter Form auch andern zuschreibt.

Angesichts des Inhalts und der Bedeutung dieser ich-bezüglichen Begriffe, ist es nicht überraschend, dass sie auch Eingang in wissenschaftliche Theorien gefunden haben. Insbesondere in der Psychologie und vor allem in psychotherapeutischen Theorien und Kontexten spielen die Begriffe des «Ich», des «Selbst» und der «Identität» eine fundamentale Rolle. Allerdings sind sich diese Theorien keineswegs einig, wie sie die Begriffe verstehen und definieren sollen.

Während Descartes noch meinte: „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich), und damit vielleicht auch insinuierte, dass das Selbstbewusstsein einen direkten Zugang zum Ich besitze, halten andere Philosophen wesentliche Grundlagen und Grundfragen, die das Ich-Bewusstsein betreffen, für ungeklärt. Sie fragen: wie ist ein sich selbst denkendes Ich beschaffen? Vielfältig sind die Erklärungen, die sie für das Wesen und die Entstehung des Ich heranziehen. Ulric Neisser beispielsweise unterschied fünf verschiedene Selbst: the ecological self, the interpersonal self, the extended self, the private self and the conceptual self (Neisser, 1988, p. 35). Der zeitgenössische

Philosoph Richard David Precht, fragt: „Wer bin ich – und wenn ja wie viele?“ (2007) und ein anderer, Markus Gabriel, behauptet mit und in seinem Buch „Ich ist nicht Gehirn“ (2016). Manche Theorien (siehe später die Thesen Rosenthals, 1984) verleihen dem Ich etwas Feststehendes und Gegebenes, ja in gewisser Weise Unveränderliches und halten es für möglich, dass der Mensch sein eigentliches Selbst, den wahren Kern der Persönlichkeit aufdecken und für seine Selbstentwicklung nutzen könne.

Mein Vortrag setzt sich nicht zum Ziel, die verschiedenen Auffassungen miteinander zu vergleichen. Er soll ausschließlich dazu dienen, einige Fragen zum wissenschaftlichen Gebrauch und zur Grundstruktur des Ich oder Selbst aufzuwerfen und (m)eine evolutionär erkenntnistheoretische Sichtweise auf das *Ich* vorzustellen.

Die Thesen Rosenthals

Rosenthal (1984) hat das Aufkommen des hochabstrakten Begriffs der (persönlichen) Identität, seinen oft problematischen Gehalt und seine Ausbreitung, die sich nach ihrer Meinung wie durch Ansteckung vollzogen hat, beschrieben. Nach ihrer Analyse ist dieser Begriff erst in den aufkommenden soziologischen und psychologischen Wissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts gebildet worden, habe sich dann aber in psychologischen und psychopathologischen Theorien rasant durchgesetzt. Dabei werde der Begriff der Identität dazu verwendet, die Gesamtheit der Eigenschaften, Handlungsbereitschaften, kognitiven Fähigkeiten, Einstellungen und Neigungen zu bezeichnen, die den Charakter oder die Persönlichkeit eines Menschen ausmachen und ihn von andern unterscheiden.

Rosenthal (1984) glaubt auch nachweisen zu können, dass eine verbreitete psychologische Literatur, vor allem die Ansätze der humanistischen Psychologie, «Identität» für den Stock an überwiegend unbewussten Fähigkeiten und Einstellungen verwendeten, die das «wahre» oder eigentliche Selbst des Menschen ausmachen und sein Leben bestimmen und die nur erkannt und offengelegt werden müssten, um dem wahren Ich oder Selbst zum Durchbruch zu verhelfen, im Sinne eines: „Werde der du bist“. Dabei würden die mit dem «wahren Ich oder Selbst» verbundenen Eigenschaften und Tendenzen oft unbesehen als vorgegeben oder sogar angelegt angenommen.

2. Vom Wissen zum Bewusstsein

Alle Theorien stimmen darin überein, dass die Begriffe „Ich“, „Selbst“, „Identität“ wesentlich Wissen ausdrücken, das ein Mensch über sich selbst in irgend einer Weise besitzt, oder das man berechtigterweise dazu verwenden kann, um seine Persönlichkeit oder seinen Charakter zu beschreiben. Solche Zuschreibungen machen aber nur Sinn, wenn man sich im Klaren ist, was die Begriffe des Wissens und des Bewusstseins bedeuten und um welche Art von Wissen und Bewusstsein es sich dabei handelt. Denn diese Begriffe sind wie alle andern vieldeutig und unbestimmt.

Das Problem, was Wissen ist und was menschliches Wissen mit Bewusstsein zu tun hat, und in welcher Weise das begleitende Bewusstsein die Entstehung und Aktivierung von Wissen bestimmt, habe ich in meinem Werk „Wissen zwischen Sprache, Information, Bewusstsein“ (2008) einer Analyse unterzogen. Danach setzt Wissen, das ein Mensch aktiv und aktuell generiert oder reaktiviert, grundsätzlich Bewusstsein irgend einer Art voraus. Was aber ist Bewusstsein überhaupt und welche Begriffe von Bewusstsein können und müssen wir unterscheiden? Nach verbreiteten philosophischen Sprachregelungen sind wenigstens zwei Bewusstseinsbegriffe oder Bewusstseinsarten zu unterscheiden, deren Gleichsetzung oder Vermengung fatale Folgen hat.

Zwei Seiten oder Arten von Bewusstsein

Wenn wir einer Person Bewusstsein oder bewusstes Wissen zusprechen, meinen wir entweder den Inhalt dessen, was sie weiß oder die Art und Weise, wie sie über dieses Wissen verfügt. Man könnte eine Außen- und eine Innenperspektive unterscheiden.

In der *ersten* Bedeutung des Begriffs Bewusstsein, die man eher einer Außenperspektive zuordnen könnte, wird der Begriff des Bewusstseins inhaltlich oder gegenständlich und fast synonym zu Erkenntnis und Erkenntnisinhalt oder Gegenstand verwendet. Wenn wir in diesem ersten Sinn von einem Lebewesen sagen, dass es sich einer Sache bewusst sei, schreiben wir ihm gegenständliches Wissen zu. In dieser Verwendungsart bezeichnet das Wort „Bewusstsein“ also den Inhalt oder die Gegenstände eines aktuellen Erkenntnisvorgangs. Wenn wir von bewusst in diesem Sinn sprechen, wollen wir sagen, dass die betreffende Person diesen bestimmten Gegenstand oder dieses Ereignis und seine Eigenschaften kennt und, das ist wesentlich, deren Kenntnis aktuell aktiviert, meist so, dass sie diese, teilweise wenigstens, auch sprachlich ausdrücken kann.

Der Begriff des Bewusstseins hat aber noch eine andere Bedeutung, die meines Erachtens grundlegenderer Art ist. Mit dieser *zweiten* Verwendungsart, die ich oft als primäre Form des Bewusstseins bezeichnet habe und die Philosophen gerne das phänomenale oder subjektive Bewusstsein nennen, werden keine Erkenntnisinhalte hervorgehoben, sondern wird die phänomenale Erlebnisform bezeichnet, die jeden von einer Person aktivierten Wissensvorgang begleitet und auszeichnet. Diese Eigenschaft, die auch als Bewusstheit bezeichnet werden kann, macht, dass der Wissende sowohl den Vorgang als auch den Gegenstand des Wissens in irgend einer Art bewusst erlebt. Dieses Erleben äußert sich im aktiv erkennenden Lebewesen als ein Gefühl oder Empfinden, die seinen Erkenntnisakt begleitet und die bewirkt, dass das Lebewesen diesen Akt und seinen Gegenstand rein gefühlsmäßig oder erlebnismäßig auf sich bezieht. Man könnte sagen, es spürt sich handeln, wenigstens in der Form eines vorbewussten Wissensaktes.

Dieses phänomenale Bewusstsein ist durch folgende Eigenschaften gekennzeichnet: Eine *erste wesentliche und grundlegende Eigenschaft* des Bewusstseins im phänomenologischen Sinn besteht darin, dass es den aktuellen Vorgang von Erkennen und

Wissen und ihren Inhalt oder Gegenstand zu einem subjektiven Erlebnis macht. Dies gilt aber nur für den aktuellen Vollzug des Wissens, d.h. nur dann, wenn ein Subjekt einen Wissensgegenstand oder Wissensinhalt aktiv und aktuell generiert oder rekapituliert.

Eine *zweite ebenso wesentliche Eigenschaft* dieses bewussten Erlebens besteht darin, dass es ausschließlich dem Erkennenden selbst zugänglich ist. Daraus ergibt sich auch der Sachverhalt, dass wir nicht unmittelbar fühlen und spüren können, wie eine andere Person eine bestimmte Situation erlebt, was sie darüber denkt, von welchen Gefühlen dieses Erleben oder Denken begleitet wird. Wir können nur versuchen, ihr Erleben empathisch in Analogie zu unserem eigenen Erleben nachzuvollziehen. Mit andern Worten, es ist wesentlich und charakteristisch für Bewusstsein in diesem Sinn, dass es in einem strikt individuellen Erleben besteht. Die Philosophen sprechen von einer *Erst-Person-Eigenschaft*. Wir können nicht spüren und fühlen, was die andere Person spürt, fühlt, erlebt. Wir können nicht fühlen, sagt der Philosoph Nagel, wie es sich anfühlt, eine Fledermaus zu sein (Nagel, 1974).

Bewusstsein in diesem zweiten Sinn ist nicht nur eine wesentliche und notwendige Eigenschaft des aktivierten Wissens eines jeden Lebewesens, es unterscheidet auch genuin menschliches Erkennen und Wissen von maschinellem Wissen oder künstlicher Intelligenz.

Annahmen, die diesen Bewusstseinsbegriffen unterliegen

In den oben skizzierten Verwendungsarten der Begriffe Bewusstsein, Selbstbewusstsein, bewusst, unbewusst, etc. stecken fundamentale Annahmen und Probleme, die ich im Folgenden mit Stichworten anreißen, hier aber keineswegs ausdiskutieren möchte.

Die erste dieser Annahmen geht davon aus, dass Bewusstsein, sowohl im ersten, als auch im zweiten Sinn, keineswegs bloß dem Menschen zu kommt. Jedes Lebewesen, das handelt und sich sensomotorisch mit seiner Umwelt auseinandersetzt, besitzt eine Form von Bewusstsein sowohl im ersten als auch im zweiten Sinn.

Diese These ist mit zwei anderen Feststellungen gekoppelt: *Erstens*, wenn ein Ding die Fähigkeit besitzt, seine Umwelt auf irgend eine Art wahrzunehmen, sich handelnd auf sie einzulassen, sich mit ihr auseinander zu setzen, um sein Überleben gewährleisten zu können, handelt es sich um ein Lebewesen. Denn Leben impliziert die Fähigkeit, das Überleben des Organismus in kritischen Situationen durch eigene Aktivitäten und Reaktionen zu sichern, die ein Mindestmaß an entsprechenden Umwelterfahrungen voraussetzen. Dies erfordert wiederum, dass das Lebewesen relevante Aspekte der Umwelt auf irgend eine Weise erkennen und in seinem Handeln berücksichtigen kann. Was voraussetzt, dass es geeignete Organe dafür besitzt.

Die *zweite* Annahme liegt der zweiten Bedeutung von Bewusstsein zu Grunde. Sie besagt, dass ein Lebewesen, das sich, wie oben definiert, aktiv mit seiner Umwelt

auseinandersetzt, nicht bloß Aspekte der Dinge seiner Umwelt erkennen und in seinem Handeln berücksichtigen kann, sondern dass es die dazu notwendigen Handlungen auch spürt und sich selbst zugehörig fühlt. Mit andern Worten, es erlebt beispielsweise auf irgend eine, keineswegs notwendigerweise reflexiv begriffliche Art, dass es etwas von ihm Unabhängiges wahrnimmt oder mit diesem Etwas handelnd konfrontiert wird. Seine aktiven Erkenntnishandlungen werden also von Bewusstsein im zweiten, phänomenologischen Sinn begleitet. Danach ist jeder aktive Wissens- und Erkenntnisvorgang eines lebendigen Organismus durchsetzt oder erfüllt von irgend einer, sei es noch so primitiven Art oder Form von Bewusstheit. Welche Arten von phänomenalem Bewusstsein oder von Bewusstheit wir unterscheiden können, wird uns später beschäftigen.

Die *dritte* Annahme geht davon aus, dass Bewusstsein jeder Art wie das Leben selbst aus einem Entstehungs- und Entwicklungsprozess hervorgeht und ständigen Veränderungen unterworfen ist. Diese Veränderungen bewirken nicht bloß inhaltliche Differenzierungen und Erweiterungen, sondern können auch qualitativ strukturelle Veränderungen und eine artspezifische Ontogenese zur Folge haben. Diese dritte Annahme liegt insbesondere der strukturgenetischen Erklärung der kognitiven Fähigkeiten des Menschen zu Grunde.

3. Konstruktion des begrifflichen Selbstbewusstseins

Wie eingangs gesagt, gehen wir davon aus, dass eine Person, wenn sie die Worte Ich und Selbst verwendet, damit zu verstehen geben will, dass sie sich in irgend einer Weise erlebt, sich ihrer selbst bewusst ist, dass sie sich eine bestimmte Identität zuschreibt, mit einem Wort, dass sie sich kennt und weiß, wer sie ist. Dieses Wissen über die eigene Person bildet in seinen verschiedenen Formen und Ausprägungen den Inhalt ihres Ich, und damit ihres Selbstbewusstseins.

Dazu stellen sich Fragen der folgenden Art: Welcher Art ist dieses Wissen? Wie ist dieses Wissen entstanden und wie hat es sich entwickelt? Ist dieses Wissen phänomenal bewusst und wenn ja, in welcher Form?

Die begriffliche Natur des Selbstwissens

Das Wissen, mit dem der Mensch sich selbst, seine Fähigkeiten und Schwächen beschreibt, seine Stellung in der Welt und in der Gesellschaft begründet, ist begrifflicher Natur, sonst könnte er es sich nicht explizit und inhaltlich bewusst machen, könnte nicht darüber nachdenken und reden. Es besitzt also die Eigenschaften begrifflichen Wissens und seine Entstehung und Entwicklung ergibt sich aus den allgemeinen Konstruktionsprozessen von Begriffen. Von den Modellen, mit denen man die Prozesse und die Logik dieser Entstehungsgeschichte beschreibt, scheint mir das strukturgenetische Modell am Besten geeignet (siehe dazu: Seiler, 2012). Danach sind Begriffe, auch die Begriffe und die begrifflichen Inhalte, die das Selbstbewusstsein konstituie-

ren, nicht vorgegeben. Sie setzen auch kein gesondertes begriffliches Erkenntnisvermögen voraus, sondern sind das Produkt einer komplexen, ontogenetischen und individualgenetischen Entwicklungsgeschichte.

Modelle, die einer Evolutionslogik folgen

Die biologische Evolutionstheorie, die heute in den biologischen Wissenschaften als sinnvolle und vielfach bewährte Theorie anerkannt wird, hat als Ziel und Gegenstand, die Entstehung der Artenvielfalt und die stammes- und artgeschichtliche Entwicklung der Lebewesen von den einfachsten bis zu den komplexesten und höchst integrierten Formen und Arten zu rekonstruieren. Dabei bevorzugt die klassische Evolutionstheorie eine Logik, die die Entstehung neuer Arten von Lebewesen auf der Grundlage von Prinzipien erklärt, nach denen die Herausbildung einer neuen Art, sich zufälligen Variationen des Erbgutes und der Bewährung einer dieser Variationen durch das Überleben dieser Organismen unter den gegebenen Umweltbedingungen verdankt.

Diese Prinzipien – zufällige Variationen der somatischen Bedingungen und des Verhaltens, ihr Erhalt und ihre Weitergabe durch das Überleben der auf Grund dieser Variationen erfolgreicher Lebewesen – liefern ohne Zweifel wichtige Einsichten und Gesichtspunkte. Daher ist es nicht überraschend, dass behavioristisch inspirierte Forscher Erklärungsweisen dieser Art bevorzugen, um auch die Ontogenese von kognitiven Fähigkeiten zu erklären. Selbst um kurzfristige Lern- und Erwerbsprozesse von Begriffen zu beschreiben, bedienen sie sich einer ähnlichen Logik, indem sie den Erwerb und die Veränderung von Begriffen auf Verstärkung von außen zurückführen.

Meines Erachtens greifen Ansätze dieser Art insofern zu kurz, als sie zu reduktionistisch sind. Denn diese Modelle tragen weder der Tatsache Rechnung, dass diese Veränderungen von Lebewesen ausgehen, die in gewissen Grenzen fähig sind, adaptiv handeln, eigenständig erkennen und von Interessen geleitet entscheiden zu können. Noch berücksichtigen sie die Funktion und die Wirkung des phänomenalen Bewusstseins, das ihr Handeln begleitet (s. dazu Nagel, 2014).

Das Modell Jean Piaget's der kognitiven Entwicklung

Jean Piaget (1996-1980) ist nicht der erste und einzige, der evolutionäre Gesichtspunkte in die Theorie und die Erforschung der menschlichen Intelligenz (Piaget benutzt für Erkenntnisfähigkeit gerne den vieldeutigen Begriff der Intelligenz) eingebracht hat, aber ihm kommt das herausragende Verdienst zu, eine umfassende evolutionär ontogenetische Erklärungsweise für die Phänomene menschlichen Wissens, Denkens und Verstehens konzipiert zu haben¹ (siehe u.a. Piaget, 1945, und Seiler, 2012).

Piaget versteht die menschliche Erkenntnisfähigkeit weder als ein einheitliches Vermögen, noch als absolute Neuheit, sondern verankert sie ebenso wie alle anderen Fä-

¹ Piaget nennt diese Erklärungsweise: genetische Erkenntnistheorie (*épistémologie génétique*), wobei er „genetisch“ nicht als von den Genen bestimmt, sondern im ursprünglichen Sinn als „entstehend und sich verändernd“ versteht.

higkeiten des Menschen in einer langen biologischen Evolutionsgeschichte, geht aber andererseits in seiner genetischen Erkenntnistheorie davon aus, dass die Gene das Produkt nicht allein bestimmen und dass die Erkenntnisfähigkeiten nicht bloß genetische Anlagen voraussetzen, sondern zusätzlich eine ontogenetische Veränderungs- und Entwicklungsgeschichte durchlaufen, die neben biologischen Reifungs- und Wachstumsprozessen vor allem eine aktive Auseinandersetzung des Organismus mit der Umwelt erfordern.

Die Theorie Piagets ist also dadurch ausgezeichnet, dass sie die menschlichen Erkenntnistätigkeiten als ein komplexes Produkt grundlegender Kräfte und Prozesse begreift: Erstens setzt die Entstehung und Entwicklung dieser Fähigkeiten eine biologisch körperliche Anlage voraus, die selbst das Ergebnis einer langen Evolutionsgeschichte ist. Zweitens bringt der Neugeborene eine Vielzahl von Wahrnehmungs- und Handlungsbereitschaften mit, die entsprechende Bedürfnisse auslösen, die immer und gleichzeitig von Gefühlen begleitet sind. Diese Bedürfnisse sucht das Subjekt durch seine Eigenaktivität zu befriedigen. Drittens führen diese Aktivitäten zur Bildung neuer Fähigkeiten oder Strukturen², die, wenn eine ähnliche Situation auftritt, reaktiviert werden können. Viertens neu gebildete Strukturen müssen sich in unvermeidlichen und notwendigen Konfrontationen und Auseinandersetzungen mit den Gegenständen und Situationen bewähren, die die Umwelt ihnen entgegensetzt. Fünftens ist die Entwicklung dieser auch den Zwängen, Vorgaben und Angeboten ausgesetzt, die Kultur und Gesellschaft mittels Sprache und Normen an sie herantragen, wobei die Eltern, das familiäre Umfeld und die Schule eine weitgehend dominierende Funktion ausüben. Insbesondere die Entwicklung der Inhalte des begrifflichen Wissens verdankt der Mensch der notwendigen und unvermeidlichen Auseinandersetzung mit der für ihn spezifischen Umwelt und Kultur, wobei letztere auf eine konstante Führung und Anleitung durch Bezugspersonen baut.

Die kognitive Entwicklung besteht aber nicht bloß in einer konstanten Vermehrung von kognitiven Strukturen und der Zunahme der Wissensinhalte, nach Piaget setzt die Entwicklung des Wissens und speziell des begrifflichen Wissens die Ontogenese qualitativ neuer Fähigkeiten oder Strukturen voraus, die neue Eigenschaften und Arten von Wissen ermöglichen. Auf Grund einer intrinsischen Veränderungslogik, die Piaget mit organismischen, systeminternen und strukturbedingten Eigenschaften und Interaktionen der Erkenntnistätigkeiten begründet, teilt er die Ontogenese dieser Handlungs- und Wissensstrukturen in grobe Phasen auf. Die Abfolge der neuen Strukturen gründet er auf Struktureigenschaften, die man, sehr vereinfachend, mit folgenden Stichworten charakterisieren könnte: Die Entwicklung wird durch dynamische, eigenaktive und genetisch bedingte Handlungs- und Wahrnehmungsbereitschaften ausgelöst. Durch wiederholte Betätigung und Verinner-

² Definition: Strukturen werden in dieser Theorie als eigendynamische Wahrnehmungs-, Handlungs-, Vorstellungs- oder Denkfähigkeiten begriffen, die ein Anpassungspotential enthalten und bei passender Gelegenheit reaktiviert werden können. Weiter geht die Theorie davon aus, dass Strukturen einem fortwährenden Veränderungs- und Entwicklungsprozess unterworfen sind, der zu ihrer Differenzierung, Generalisierung und Vervielfältigung führt.

lichung werden viele dieser Wahrnehmungs- und Handlungsstrukturen zu Vorstellungen und intuitiven Denk- und Wissensstrukturen umgewandelt. In weiteren Prozessen der inneren Verarbeitung und Verdichtung solcher Vorstellungen und intuitiver Wissensstrukturen entstehen reflexiv begriffliche Wissenskomplexe. (Für eine detaillierte Darstellung siehe z.B. Seiler, 2012, Evolution des Wissens).

Piaget's System enthält noch eine weitere qualitative Strukturveränderung. Sie betrifft das begriffliche Denken und wandelt dieses von einer „konkreten“ in eine „formale“ Form. Ich habe mich damit in Seiler (2012) auseinandergesetzt, kann hier aber nicht darauf eingehen.

Die strukturgenetische Erklärungsweise der Ontogenese des begrifflichen Selbstwissens

Die Fähigkeit, die Welt- und Selbsterfahrung in Begriffe einzufangen und sie damit beschreiben und sie dann mit andern Menschen teilen zu können, setzt eine lange und komplexe Ontogenese voraus. Die strukturgenetische Erklärungsweise dieser Ontogenese übernimmt die wesentlichen Modellvorstellungen Jean Piaget's. Danach setzt sie kein einheitliches geistiges Zentrum voraus, das Träger und Ausgangspunkt dieser Selbstkonstruktion wäre, sie beginnt, wie oben beschrieben, mit der Aktivierung der bei Zeugung und Geburt mitbekommenen Wahrnehmungs- und Reaktions- Bereitschaften. Sie geht aber davon aus, dass alle Erkenntnistätigkeiten zwar eine notwendige organismische Grundlage besitzen, aber zugleich fortlaufend Entscheidungen voraussetzen und von Bewusstsein begleitet werden. Denn der handelnde Organismus erlebt sie auf zu mindest minimale Weise und spürt ihren erfolgreichen Vollzug oder ihr Nicht-Gelingen, sowie deren angenehme oder unangenehme Begleiterscheinungen. Dieses Spüren beeinflusst sein weiteres Handeln und Entscheiden.

Die Strukturgenesen geht also davon aus, dass der Organismus auf Grund dieser Fähigkeiten und ihrer Effekte Einfluss zu nehmen vermag auf die Ausführung seiner Handlungen. Dieser Einfluss besteht vor allem darin, dass er das Gelingen oder Misslingen seiner Handlungen und Eingriffe spürt und registriert und in seinem Handlungsarsenal nach Alternativen sucht, die ihm besser geeignet scheinen. Allerdings sind die Alternativen, die ihm zur Verfügung stehen, im Allgemeinen sehr begrenzt.

Nach dieser Theorie wohnt also allem Handeln lebender Organismen eine stets begrenzte Form von Bewusstsein und von Einsicht in mögliche Handlungsalternativen inne, auf Grund derer es dem Organismus möglich ist, Entscheidungen zu treffen und so sein Handeln und Erkennen effektiver zu gestalten. Diese begrenzte Adaptivität ist sowohl bei der Erklärung der Evolution als auch der ontogenetischen Entwicklung zu berücksichtigen. Diese Adaptivität kann nicht ausschließlich durch Einwirkung oder Belohnung von außen ersetzt und erklärt werden.

Die intuitiven und impliziten Vorstellungen, die ein Kind seit den ersten Lebenstagen von sich selbst, von seinem Handeln und Denken, von seinen Fähigkeiten und den

Abhängigkeiten von seiner Umwelt bildet, dienen ihm als Ausgangsmaterial und als Grundlage für die Konstruktion seines begrifflich reflexiven Selbstbewusstseins. Dazu kondensiert es im Verlauf seiner kognitiven Entwicklung – in besonders intensiver Weise im Übergang von der Kindheit zum Jugendalter – wichtige seiner frühen un-, halb- oder vorbewussten Erlebnisse und Handlungsimpulse zu anfänglich sehr unvollkommenen Begriffen, mit denen es reflexiv bewusst sein Ich oder Selbst versteht und beschreibt. Dabei spielen neben den biologischen Bedürfnissen und den angelegten Bereitschaften ihre emotionale und motivationale Beschaffenheit, sowie die fördernden Bedingungen der Umwelt, und nicht zuletzt der Zufall eine entscheidende Rolle. In all diesen Tätigkeiten und Erfahrungen ist der Mensch aber grundsätzlich und unerlässlich von seiner Umwelt abhängig. Insbesondere die Verdichtung seiner Vorstellungen und seines intuitiven Wissens zu Begriffen geschieht grundsätzlich in Interaktion und unter Anleitung seiner Bezugspartner.

An diesem reflexiven Selbstbewusstseins arbeitet der Mensch – verändernd, differenzierend, erweiternd – während des ganzen Lebens. Die Bildung des Ich oder der persönlichen Identität ist daher auch nicht das selbstverständliche Ergebnis des Älterwerdens, noch eines rein physiologischen Reifungsprozesses. Der heranwachsende Mensch konstruiert sie einerseits auf der Grundlage seiner intuitiven Erfahrungen und Beobachtungen und andererseits in konstanten Auseinandersetzungen mit seiner sozialen und kulturellen Umwelt und speziell unter Anleitung durch seine Bezugspersonen und Vorbilder.

Die begrifflichen Rekonstruktionen bleiben aber immer bruchstückhaft. Nur ausschnittsweise gelingt es der heranwachsenden Person, einige der intuitiven Wissensstände begrifflich zu verarbeiten. Es sind zwar zahlreiche einzelne Erkenntnisstrukturen, Erkenntnisvorgänge und Erkenntnisinhalte intuitiver und begrifflicher Art, die der Mensch im Verlauf seiner kognitiven Ontogenese über die Welt, das eigene Wahrnehmen, Handeln, Wollen und Streben entwickelt und durch meist bloß bruchstückhafte Integration zu punktuellen Einsichten zusammenführt. Dieses Wissen besteht aber im besten Fall aus einem Sammelsurium von Vorstellungen und Begriffen, die die Person über ihren Leib, ihr Handeln und Denken, ihre Fähigkeiten, Motivationen und Impulse allmählich ausbildet, laufend verändert und der aktuellen Situation anpasst, und sie bilden kein unveränderliches und einheitliches Ich, das er sich zu jeder Zeit voll bewusst machen könnte.

Darum ist die Persönliche Identität kein gläsernes Gebilde, das durch Introspektion eingesehen werden könnte. Die eigenen Fähigkeiten liegen dem Denken der Person nicht als offene Begriffe vor, die es nur ein- oder ansehen müsste, sondern müssen auf der Basis ausgeführter und intuitiv erfahrener und beobachteter Handlungen begrifflich erarbeitet, interpretiert und sich zugeschrieben werden.

Die Erforschung der persönlichen Identität

Auch wenn die Entstehung und Ausbildung des persönlichen Wissens über das eigene Selbst, wie oben behauptet, die Auseinandersetzung mit der und die Anleitung durch die soziale und kulturelle Umwelt voraussetzt, stellt sich natürlich die Frage, woher die Gesellschaft diese Gesichtspunkte und Eigenschaften bezieht. Es sind wohl zwei Faktoren, die dafür verantwortlich gemacht werden können: Einerseits die unvermeidlichen Veränderungen, die die Weitergabe von Wissen von Generation zu Generation im langen Verlauf der Geschichte nach sich zieht. Andererseits die Einflüsse, die von wissenschaftlichen und anderen allgemeinen Diskussionen in der Gesellschaft ausgehen.

Erörterungen über die menschliche Persönlichkeit, die von wem auch immer angeregt und in der Gesellschaft diskutiert werden, sind ohne Zweifel nicht nur weitgehend für die Sprachregelungen der öffentlichen Meinung verantwortlich, sondern bestimmen auch die Themen und die Richtung bei der Beschreibung der menschlichen Persönlichkeit. Auch wenn Wissenschaftler nach Eigenschaften suchen, mit denen sie die menschliche Persönlichkeit, ihrer Entstehung, Veränderung und Entwicklung beschreiben zu können glauben, gehen sie von solchen Vorgaben aus. Dabei haben sie vorgängig zu entscheiden, welche Art von Handlungs- und Denkfähigkeiten Gegenstand der Analyse sein soll, von welchen Annahmen diese ausgehen soll, welcher Begriffe sie sich bedienen soll, um den Charakter des Menschen, seine Verhaltens- und Reaktionstendenzen, ihre Veränderungen und Entwicklungen zu beschreiben.

Auch die begrifflichen Beurteilungskategorien, die die Wissenschaft verwendet, sind hypothetischer Natur, sie haben eine Geschichte und sind kulturabhängig und zeitbedingt. Die theoretische und empirische psychologische Forschung hat seit ihren Anfängen im 19. Jahrhundert mit mäßigem Erfolg versucht, diese Kategorien und Erklärungsmuster zu präzisieren, sie objektiver und verlässlicher zu gestalten.

Eine Person, die nicht einfach die Sprachregelungen der öffentlichen Meinung übernehmen will, sondern sich anschickt, ihre Eigenschaften, Fähigkeiten und Bestrebungen objektiver und differenzierter kennenzulernen, sieht sich mit derselben Aufgabe und denselben Schwierigkeiten konfrontiert. Es ist ein verbreiteter Irrtum zu glauben, die Person brauche bloß in sich hineinzuschauen, um zu entdecken, wer und wie sie ist. Viele Autoren möchten glauben, dass es für sie einfacher ist, da sie sich ja von innen kenne. Das ist aber ein Irrtum, die Person kann nicht einfach in sich hineingucken und ausbuchstabieren, welche Eigenschaften, Fähigkeiten und Tendenzen sie da sieht. Eigenschaften und Fähigkeiten sind nicht direkt beobachtbar, sondern sind hypothetische und abstrakte Beurteilungskategorien, die aus den Handlungen erschlossen werden müssen und die, wie alle Begriffe, auch dem Einfluss gesellschaftlicher und sprachlicher Kodierungen ausgeliefert sind.

Darum ist die Persönliche Identität kein gläsernes Gebilde, das durch Introspektion eingesehen werden könnte. Das Wesen, die Eigenschaften, die Reaktionstendenzen

und die Fähigkeiten, die die Persönlichkeit ausmachen, offenbaren sich nur in ihren Aktionen und in ihren Interaktionen mit der Umwelt und den Personen, mit denen sie zu tun hat. Der einzige Weg, der dem Menschen zur Verfügung steht, ist indirekter Natur. Er muss seine eigenen Handlungen und Leistungen, sein Denken und Reden beobachten und auf die Reaktionen der Umwelt darauf achten und dann die Beobachtungen an Hand der begrifflichen Kategorien, die ihm zur Verfügung stehen, beurteilen. Auch diese begrifflichen Beurteilungskategorien ergeben sich nicht von selbst, auch sie muss er selber, unter dem Einfluss und in Interaktion mit der Gesellschaft, konstruieren.

Diese Bedingungen haben zur Folge, dass sich das begriffliche Selbstwissen der meisten Personen auf einzelne Eigenschaften beschränkt, die sie zudem je nach Vorliebe und Situation hervorhebt oder gering schätzt. Zudem sind diese Selbsteinschätzungen nicht nur bruchstückhafter, sondern meist subjektiver Natur. Nur einen Teil dieses impliziten und intuitiven Wissens vermag sie weiter zu verarbeiten und noch weniger davon in einer bruchstückhaften Integration zusammenzuführen.

Die Bildung des begrifflichen Ich oder der persönlichen Identität ist also weder das selbstverständliche Ergebnis eines rein physiologischen Reifungsprozesses oder des Alterns. Noch besitzt der Mensch ein einheitliches geistiges Zentrum, das Träger und Ausgangspunkt dieser Selbstkonstruktion wäre. Die eigenen Fähigkeiten liegen dem Denken der Person nicht als offene Begriffe vor, die es nur ein- oder ansehen müsste, sondern müssen auf der Basis ausgeführter und intuitiv erfahrener und beobachteter Handlungen begrifflich erarbeitet, interpretiert und sich zugeschrieben werden.

Mit einem Wort, was man über sich denkt und weiß, wird in keinem Fall durch direkte Introspektion erworben. Nur im tatsächlichen Handeln, in der tagtäglichen Auseinandersetzung mit den Personen und Situationen, erfährt der Mensch, wie er ist, über welche Eigenschaften und Fähigkeiten er verfügt. Nicht das „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich), des Descartes begründet das Selbstbewusstsein und die persönliche Identität, sondern setzt sie voraus.

Das reale und das ideale Ich

Die dem Ich zugeschriebenen Eigenschaften entsprechen oft nicht den Tatsachen, denn sie sind wesentlich beeinflusst von seinen Wünschen, Erwartungen und Idealvorstellungen. Dem Ich oder Selbst werden meist, bewusst oder unbewusst, vor allem erwünschte Eigenschaften und Konnotationen zugeordnet. Da solche Wunschvorstellungen unserem Ichgefühl sehr nahe stehen und unvermeidlicherweise voreingenommen sind, werden sie dem, was unser Sein und seine Fähigkeiten ausmacht, kaum je, seien sie positiv, seien sie negativ, voll gerecht. Da das Handeln und Empfinden der Person im Allgemeinen überdies sehr wechselhaft ist, ist die Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Selbst äußerst schwankend. Deshalb erlebt die Person sich oft als sehr widersprüchlich.

Einheit oder Vielheit

Der Mensch besitzt daher kein unveränderliches und einheitliches Ich, das er sich zu jeder Zeit voll bewusst machen könnte. Dieses Wissen besteht im besten Fall aus einem Sammelsurium von Vorstellungen und Begriffen, die die Person über ihren Leib, ihr Handeln und Denken, ihre Fähigkeiten, Motivationen und Impulse allmählich ausbildet, laufend verändert und der aktuellen Situation anpasst.

Dennoch nimmt der Mensch, der Vielfältigkeit seiner Handlungen, Eigenschaften und Fähigkeiten zum Trotz, sich selbst wenigstens in einer vagen und unbestimmten Form als eine Einheit wahr. Diese Einheit, die man insbesondere mit den Begriffen der Identität oder des Selbst zum Ausdruck bringt und die verschiedene Grade an Explizitheit annimmt, erfordert von ihm, dieses anfänglich wenig integrierte Konglomerat soweit zu systematisieren, wie es ihm möglich ist. Dies gelingt einigen Individuen mehr als anderen und das Wissen, dass ihr Ich ein Handlungszentrum bildet, das aus ihm eine eigenständige, von anderen unterschiedene und von ihnen zugleich abhängige Persönlichkeit mit ganz bestimmten Fähigkeiten, Pflichten und Rechten macht und das seine Stellung in der Welt und in der Gesellschaft begründet, ist je nach Individuum mehr oder weniger stark ausgebildet.

Beispielsweise fällt es den meisten heranwachsenden Menschen schwer, trotz der eindeutig und universell gegebenen Abhängigkeiten, kognitiv zu erkennen und zu akzeptieren, dass sie nicht nur in ihrer Existenz, sondern in ihrer ganzen Persönlichkeit von ihrer sozialen Umwelt und damit auch von der Kultur, zu der sie gehören, abhängig sind.

Auch wenn sich die Person als eine geschlossene Einheit empfindet und darstellt, besteht die bewusst erkannte und begrifflich verarbeitete Persönlichkeit meist aus einem disparaten Gefüge von komplexen, zum Teil gegensätzlichen Eigenschaften, Impulsen und Tendenzen. Man könnte sogar sagen, das Ich und die bewusst erlebte und sich zugeschriebene Identität bestehe bei den meisten Personen aus einem eher losen System oder sogar bloß einem Brimborium von Vorstellungen und Begriffen, die man über sich selbst und sein Handeln macht, die zudem alle dauernd im Fluss sind.

Die Abhängigkeit des Selbst vom Du

Die Erkenntniskonstruktion des Ich oder des Selbst hängt in seinen wesentlichen Beurteilungskategorien, so habe ich betont, sowohl was den Inhalt, aber auch die Art und die Intensität betrifft, in besonderer Weise von der alltäglichen Interaktion mit andern Menschen ab. Denn um zu erkennen, was und wie er ist, muss der Mensch mit anderen Menschen interagieren. Nur in dieser Interaktion erfährt er sich selbst, kann er wahrnehmen, wie er reagiert und wie seine Reaktionen beim andern ankommen und sich von denen anderer Menschen unterscheiden. Mit einem Wort, Selbsterkenntnis ist nur möglich als kognitive Rekonstruktion des eigenen Tuns und Reagierens vor allem in den sachlichen und verbalen Auseinandersetzungen mit den Personen,

denen man nahesteht. Daher verläuft die Entwicklung des „Ich“ parallel zur Konstruktion des «Andern» und des „Du“.

Wie oben schon behauptet, ist es im Allgemeinen der kognitiven Entwicklung des späteren Kindesalter vorbehalten, dass der Heranwachsende auf die eigenen Erlebnisse, Gefühle und Gedanken zu achten beginnt und aufmerksam dafür wird, dass andere Menschen, ihre Freunde und Partner, in denselben oder ähnlichen Situationen anders reagieren als sie selbst. Nur kraft solcher Beobachtungen und dank vieler Hinweise von seinen Partnern lernt das Kind darauf zu achten, seine Gefühle zu benennen und zu verstehen, wie, unter welchen Umständen und Bedingungen sie entstehen und sich verändern, mit welchen Ereignissen und Erscheinungen sie zusammenhängen. Das ist auch die Voraussetzung dafür, dass sie lernen, andern zu berichten, wie sie selbst denken und fühlen.

Das reale und das ideale Ich

Im Allgemeinen verläuft diese Entwicklung auch unter günstigen Bedingungen eher chaotisch, wird oft mehr von Wünschen und Erwartungen bestimmt als von den realen Gegebenheiten und Verhaltensweisen. Sie ist auch mit dem Erreichen des Erwachsenenalters keineswegs abgeschlossen, sondern kann auch in späteren Lebensaltern noch von grundlegenden Umwälzungen betroffen sein. Die einen ringen um ihr Selbstverständnis und versuchen es zu optimieren, die andern kümmern sich nicht darum. Aber die Herausbildung eines solchen selbstreflexiven Bewusstseins ist dem erkenntnisfähigen Menschen als Aufgabe gestellt, und nur wenn er sich als verantwortliches Subjekt oder Agens seines Handelns und Erkennens zu verstehen beginnt, wird er dieser Aufgabe in angemessener Weise gerecht.

4. Die Ontogenese des phänomenalen Bewusstseins

Jean Piaget war in allen seinen Untersuchungen der kognitiven Entwicklung bemüht, dem Bewusstsein und der Bewusstheit der Versuchspersonen Rechnung zu tragen. Seine Theorie liest sich daher weitgehend als Erklärung und Beschreibung der Ontogenese des inhaltlichen Bewusstseins. Er hat sich aber meines Wissens nicht mit Fragen der Entstehung und der Natur des Bewusstseins befasst. Auch weitergehende strukturgenetische Überlegungen sind, meines Erachtens, nicht in der Lage, Prinzipien zu generieren, die die Natur und die Entstehung des phänomenalen Bewusstseins erklären könnten.

Da der Begriff des phänomenalen Selbstbewusstseins vollständig die Bedeutungen des allgemeinen phänomenalen Bewusstseins erbt, bezieht sich dieser Begriff nicht auf den Inhalt oder Gegenstand des Ich oder Selbst, sondern ausschließlich auf die Art und Weise, wie ein erkenntnisfähiges Wesen sein Handeln und Einwirken auf die Umwelt und sein Erkennen und Wissen von der Umwelt und deren Beziehungen zu sich aktiviert und wie es diese Vorgänge erlebt. Da die Fähigkeiten, die diesen Vor-

gängen zu Grunde liegen, im Verlauf des Lebens eines Organismus qualitative Veränderungen und im Allgemeinen eine komplexe Ontogenese durchlaufen, deren qualitative Fortschritte im vorangehenden Abschnitt in Stichworten skizziert wurden, darf man wohl davon ausgehen, dass auch die begleitenden Bewusstseinsphänomene von diesen qualitativen Strukturveränderungen betroffen sind.

Ebenen und Stufen des phänomenalen Bewusstseins

Diese Annahme setzt allerdings voraus, dass man sich von einem verbreiteten Missverständnis löst und Bewusstsein nicht ausschließlich als reflexives Bewusstsein begreift. Die Reduzierung des phänomenalen Bewusstseins auf das reflexive Bewusstsein hält meines Erachtens schon andern grundlegenden Einwänden nicht stand. Es ist meines Erachtens nicht einzusehen, wie reflexive Bewusstheit entstehen soll, wenn es keine primäre Bewusstheit gibt. Ich kann nur dann reflexiv bewusst wissen, dass ein bestimmter Gegenstand mit ebenso bestimmten Eigenschaften gegeben ist, wenn mir das Erkennen dieses Gegenstandes in einer primären Form bewusst ist und mir als persönliche Erfahrung zugänglich und gegeben ist. Es scheint daher von vornherein sinnvoll, eine primäre Form des Bewusstseins erleben von einer intuitiven und einer auf ihr aufbauenden reflexiven Form zu unterscheiden.

Im Folgenden möchte ich daher eine hypothetische Beschreibung der Entwicklung des phänomenalen Bewusstseins entwerfen, deren Struktur und Logik sich aus den Struktureigenschaften der kognitiven Entwicklung ergeben.

Das primäre Ichbewusstsein

Die primäre oder primitive Form des Bewusstseins, die sensomotorisches Wahrnehmen und Erfahren, d.h. die grundlegenden Formen des Erkennens, die auf Handlungen und Wahrnehmungen basieren, begleitet, besteht ihrem Wesen nach in einem bloß impliziten und unbestimmten Fühlen und Spüren dessen was das Lebewesen tut und erleidet. Primitive Formen solchen inneren Erlebens dessen, was das Lebewesen tut und wahrnimmt, mögen sie noch so schwach und von außen nicht nachvollziehbar sein, begleiten und affizieren das Handeln eines jeden Lebewesen. Es lässt sich daher meines Erachtens kaum ernsthaft bestreiten, dass schon das neugeborene Kind seine Bedürfnisse, die Einwirkungen seiner Umwelt und die reflexartigen Betätigungen seiner Motorik spürt, dass es mehr oder weniger aufmerksam, mehr oder weniger intensiv auf das achtet, was es erleidet und tut. Dieses implizite Spüren, Fühlen und Achtsam-sein setzt keine Vorstellungen voraus, sehr wohl aber einfachste introperzeptive Aktivitäten des Organismus, die ihm eher unspezifisch rückmelden, dass sich gerade etwas tut in seinem Umfeld.

Auf diese globale und undifferenzierte Weise spürt und fühlt das junge Baby auch sich selbst fühlen und handeln, wobei dieses primitive Erleben in der Frühphase keinerlei Differenzierung zwischen sich und der Umwelt enthält. Da es überdies noch keine Vorstellungen weder von seinem Körper als Ganzes, noch von seinen Gliedern

hat, erlebt es dieses Spüren ohne es in expliziter Weise sich selbst, seinem Körper oder einem Teil davon zuzuordnen. Ebenso wenig vermag es in der Frühphase diese Erlebnisse in einen erweiterten Erfahrungskontext einzuordnen. Man könnte diese Bewusstseinsform daher paradoxerweise als unbewusstes Selbstbewusstsein charakterisieren. Vielleicht ist dies auch einer der Gründe, warum vor allem negative Erlebnisse das Leben des Babys umfassend in Frage zu stellen scheinen.

Da dieses unbewusste Selbstbewusstsein sich schon bald mit einer Form von Gespürtem-Eigenständig-und-Abgetrennt-Sein koppelt, die das Kind im Verlauf des ersten Lebensjahres ausbildet, kann dieses Erleben das Kind auch schon zu einer gewissen Eigenwilligkeit des Handelns und Forderns verleiten, die, wie wir wissen, schon bei Kleinkindern extrem stark ausgeprägt sein kann. Angesichts dieses frühen Selbstbewusstseins ist es nicht überraschend, dass eines der ersten Worte, die Kleinkinder lernen und effektiv gebrauchen, das Wörtchen „Nein“ ist.

Diesem noch weitgehend unspezifischem Erleben entspricht auch die Beobachtung, die wir immer wieder erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass die Verwendung des Wortes „ich“ relativ spät kommt, und dass die meisten Kinder anfänglich sich mit ihrem Namen melden, sie sagen beispielsweise nicht: „Ich will“, sondern: „Nina haben“. Das hat nicht bloß mit der Tatsache zu tun, dass das Kind mit seinem Namen angesprochen wird, sondern deutet auch darauf hin, dass die Verbindung aller Kanäle von Erfahrungen zu einer geschlossenen Einheit eine anspruchsvolle Leistung ist, die viel Zeit erfordert. Erst im Verlauf der weiteren Entwicklung, wenn es seine vielfältigen sensomotorischen Handlungs- und Erfahrungsmöglichkeiten allmählich und zunehmend mit einander koordiniert, wird es fähig, sich nicht bloß handeln zu spüren, sondern dabei auch seine Glieder und ihre Bewegung getrennt zu erfahren und nach und nach sogar gleichsam instinktiv zu fühlen, dass es selbst eine komplexe Einheit bildet, die sich von den andern Dingen, die es umgeben und mit denen es zu tun hat, unterscheidet.

Das intuitive Ichbewusstsein

Ein Großteil der primitiven Handlungen und der halb- oder fast unbewussten Eindrücke, Erwartungen und Ansprüche, die sich auf die betroffenen und erfahrenen Gegenstände beziehen, werden nach und nach verinnerlicht, indem sich die zentralnervösen und hormonalen Anteile dieser Reaktionen verselbständigen, so dass sie ohne erneute Stimulation der sensorischen Organe durch die entsprechenden Gegenstände und ohne die erneute Betätigung der Handlungen reaktiviert werden können. Auf diese Weise entstehen im Innern des Organismus Vorstellungen der Gegenstände, auf die es handelnd einzuwirken vermag. Diese Vorstellungen sind keine visuellen Abbildungen, auch wenn sie visuelle Anteile enthalten, sondern schematische Nachzeichnungen oder besser Rekapitulationen der entsprechenden introperzeptiven Reaktionen.

Ein wesentlicher Fortschritt im Verlauf dieses Verinnerlichungsprozesses wird erreicht, wenn der Organismus zwischen seinem Körper und dessen Handlungsmög-

lichkeiten auf der einen Seite und den äußeren Gegenständen auf der anderen zu unterscheiden lernt. Dies ist nur möglich, wenn und weil er die seinem direkten Zugriff unterstehenden Empfindungen von denen zu trennen vermag, auf die er keinen Einfluss hat. Auf Grund solcher, anfänglich eher disparaten Vorstellungen, die sich allmählich zusammenschließen, entwickelt sich nach und nach ein, allerdings nie vollständiges Bild des eigenen Körpers.

Wie die Wahrnehmungen und Handlungen, aus denen sie hervorgegangen sind, sind auch diese Vorstellungen nicht selbstlos oder interesselos, sondern besitzen emotionale Qualitäten. In ihrer Gesamtheit und in ihrem Zusammenspiel ermöglichen diese Vorstellungen und Erlebnisse eine Art von Bewusstseinsleben, das man als *intuitives Verstehen seiner selbst* bezeichnen kann. Es ist wesentlich dadurch charakterisiert, dass die Erfahrungen des eigenen Handelns sich nicht mehr ausschließlich in ausgeführten Handlungen erschöpfen, sondern diese in inneren Vorstellungen vorwegnehmen und daher auch gezielt beeinflussen können.

Das reflexive oder sich seiner selbst bewusste Ich

Das intuitive Erfahren und Erleben des eigenen Tuns, die das intuitive Ich konstituieren, ist noch nicht reflexiv bewusst. Das zu rationaler Erkenntnis fähige Subjekt kann auf dieser Ebene sein Ich, dessen Gehalt und Eigenschaften noch nicht losgelöst von seinen aktuellen Tätigkeiten und den mit ihnen gekoppelten unmittelbaren Erlebnissen und Erfahrungen erkennen und benennen. Erst wenn es einige der Vorstellungen und Erfahrungen, die sein intuitiv bewusst erlebtes Ich ausmachen und die emotionale Qualität seiner Interaktionen mit der dinglichen und sozialen Umwelt färben und bestimmen, zu Begriffen verdichtet hat, wird ihm sein Ich als Handlungszentrum gleichsam in sekundärer Weise bewusst zugänglich. Da Begriffe aus einer Rückbesinnung auf intuitive Denkvorgänge und aus verdichtenden Zusammenfassungen von Vorstellungen entstehen, sind sie kraft ihrer Natur rückbezüglich und können daher auch mit sprachlichen und anderen Zeichen gekoppelt werden. Das hat zur Folge, dass das Subjekt sich ihren Inhalt vergegenwärtigen und auch benennen kann, vorausgesetzt es hat dazu schon geeignete Sprachmittel erworben und gebildet.

Ein Selbstbewusstsein, das sich auf begriffliche Erkenntnismittel stützt, ist aus seiner Natur heraus reflexiv. Kraft der begrifflichen Rückbesinnung auf seine Vorstellungen und früher gemachten Erfahrungen ist dem Subjekt nicht nur deren Gehalt gewahr, es weiß jetzt zugleich, dass es selbst diese Erkenntnisakte setzt und dass diese zugleich die Bedeutung konstituieren, die seinen verbalen Bezeichnungen zu Grunde liegen. Begriffliches Denken bildet nicht nur die Grundlage, sondern liefert auch, so könnte man sagen, den Gehalt oder das „Material“ des reflexiven Selbstbewusstseins.

Es ist wichtig zu verstehen, dass mit dem Aufkommen des reflexiv bewussten Wissens die vorangehenden Formen und Inhalte des Wissens über sich selbst nicht verloren gehen. Im Gegenteil, sie bleiben weiter aktiv und wirksam. Das reflexiv bewusste Wissen bildet in gewisser Weise nur einen Überbau, entscheidend für das tatsächliche

Wahrnehmen und Handeln auch in der sozialen Interaktion sind überwiegend die intuitiven Wissens- und Handlungsstrukturen.

Bewertung

Die drei Arten oder Ebenen des Bewusstseinserebens sind deswegen schwer begrifflich zu fassen, da sie ihrer Natur nach nur der direkten Selbsterfahrung zugänglich sind. Das mag auch der Grund dafür sein, dass die theoretische Beschreibung der Ontogenese des phänomenalen Selbstbewusstseins sich offensichtlich an die für die einzelnen Stufen oder Ebenen der inhaltlichen kognitiven Entwicklung postulierten Struktureigenschaften anlehnt. Eine Beschreibung dieser Art ist aber nicht ausreichend, der Theoretiker sollte sich immer bemühen, auch die phänomenalen Eigenschaften nicht aus den Augen zu verlieren. Darüber hinaus ist es sinnvoll und notwendig, zusätzlich und unabhängig von den strukturellen und phänomenalen Eigenschaften, auch unterschiedliche Intensitäten und Ausprägungen der phänomenalen Bewusstseisqualitäten in Betracht zu ziehen.

Eine intrinsische Bestätigung für diese hypothetische Entwicklungssequenz scheint mir der entwicklungspsychologische Befund zu sein, dass ein klares und deutliches, sprachlich formulierbares Selbstverständnis und erst recht die Selbstzuschreibung von Gefühlen im Allgemeinen erst am Ende der Kindheit möglich wird. Gleiches gilt auch für die Verhaltens- und Charaktereigenschaften, die das Kind sich selbst zuzuschreiben vermag. Erst wenn das Kind über geeignete und ausreichende Begriffe zu verfügen beginnt, mit denen es das Fühlen und Tun der Menschen seiner Umwelt beschreibt, wird es fähig, ähnliche begriffliche Kategorien für sein eigenes Fühlen, Handeln und Denken auszubilden und anzuwenden. Jetzt wird es ihm auch möglich, sich selbst begrifflich bewusst mit andern zu vergleichen und sich von ihnen abzuheben.

5. Selbstverwirklichung und das wahre Ich

Der Tenor der vorangehenden Darstellung besagt, dass der Mensch keineswegs über eine sich ihrer selbst bewusste und von Geburt an gegebene und unveränderliche Identität verfügt. Seine Identität konstruiert er selber in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Diese Konstruktion ist ihm, so könnte man sagen, als Aufgabe gestellt, erfordert aber auch eine lange Zeit, da sie, wie oben skizziert, begrifflicher Natur ist. Die Begriffe, aus denen sie besteht, sind komplex und setzen nicht nur die Rekonstruktion von persönlichen Erfahrungen und Leistungen voraus, sondern auch die Übernahme gesellschaftlicher Kriterien. Diese Begriffe werden der Person nicht aufoktroiert, sie übernimmt sie auch nicht in fertiger Bedeutung, sondern muss sich sowohl ihren kognitiven Gehalt, als auch ihre sprachliche Bezeichnung in einem Jahre dauernden Prozess in der Interaktion und in Abhängigkeit von andern Personen aneignen.

Zusammenfassend kann man sagen: Die Person verfügt nie über eine unbeschränkte Einsicht in die persönliche Identität. Die Konstruktion des Ich als des Inbegriffs für die Fähigkeiten und Eigenschaften, die sie sich zuschreibt oder die sie erlangen möchte, ist nie abgeschlossen, sie ist chaotisch und nimmt bei jedem einen anderen Rang und ein anderes Gesicht an. Mehr noch, die Person erfährt sich meist als eine komplexe Einheit von zum Teil gegensätzlichen Eigenschaften und Tendenzen. Die Erweiterung und Verfestigung zu einem relativ stabilen Selbstverständnis im Sinne einer sich selbst bewussten starken Identität setzt explizite Bemühungen voraus.

Diese Konstruktion des Ich ist nicht nur eine persönliche Leistung jeder Person, sondern auch eine Aufgabe, die ihr gestellt ist. Sie hängt nicht nur von ihren Bemühungen ab, sondern auch von Maßregelungen und zufälligen Einflüssen und Ereignissen der Umwelt und wird vielleicht vor allem durch Nachahmung und Verinnerlichung der Handlungen und Denkweisen der Eltern und anderer Personen, denen der heranwachsende Mensch verbunden ist und die er bewundert, gefördert. Ihr vorgelebtes Verhalten, ihre Hinweise und Hilfestellungen erlauben ihm, sich seine eigenen Handlungen, Fähigkeiten, Gefühle und Stimmungen bewusst zu machen und sie zu benennen. In dem das Kind sich zustimmend oder ablehnend an ihnen orientiert und Maß an ihnen nimmt, lernt es verstehen, wer und wie es selber ist.

Zusätzlich und neben den oben diskutierten Konstruktionsprinzipien sollten wir auch das habituell erreichte Selbstverständnis einer Person von ihrem aktuellen expliziten Selbstverständnis unterscheiden, das sie in der konkreten Situation zu generieren vermag. Denn auch die Aktivierung eines einmal erreichten begrifflichen Verständnisses ist stark vom persönlichen Befinden und den äußeren Bedingungen der Situation abhängig.

Der Glaube, dass jedem ein wahres Ich vorgegeben sei

Der Glaube, dass jeder Mensch mit einem weitgehend ausgebildeten Ich oder Selbst geboren werde, das als eine feststehende Instanz, oder gar als ein Homunkulus zu verstehen sei, der das Handeln, Wahrnehmen und Empfinden gleichsam von innen heraus steuere, ist weit verbreitet, aber ungerechtfertigt. Der Mensch bekommt bei der Zeugung keine ausgebildeten Fähigkeiten, sehr wohl aber eine Summe von Bereitschaften mit, die die Entwicklung entsprechender Fähigkeiten anbahnen, deren Ausbildung vom Zusammenspiel der Eigentätigkeiten des Subjekts mit den Einwirkungen seiner Umwelt abhängig ist.

Die Rede vom „wahren Ich“ übersieht, dass dieses sogenannte „wahre Ich“ ein konstruiertes Ideal ist, das man aus welchen Gründen auch immer sich vorgibt und dem man nachzueifern versucht. Das persönliche Ich besteht nicht bloß aus den bewussten Kenntnissen und Strebungen eines Menschen, sondern enthält intuitive Sichtweisen und unterliegt ebenso vorbewussten Bestrebungen und verborgenen Wünschen. Sie machen zusammen seine Persönlichkeit aus und bestimmen seine Stellung in und zur Welt und Gesellschaft.

Es ist nicht nur fraglich ob, sondern wahrscheinlich unmöglich, dass der Mensch diese Gewebe von Erfahrungen, Wünschen und Erwartungen je ganz durchdringen und das „wahre“ Ich dahinter erkennen kann. Dennoch stellt sich jedem Menschen die Aufgabe, objektiv seine Handlungen und Leistungen und ihre Voraussetzungen zu ergründen und zu versuchen, diejenigen besonders zu fördern und weiterzuentwickeln, die er für gut befindet und die dafür geeignet sind.

Die Selbstverwirklichung und Selbstentwicklung der Persönlichkeit ist ein komplexer, kokonstruktiver Vorgang, der nicht von einem zentralen Einsichtsvermögen ausgeht, sondern von Strukturen getragen und vorangetrieben wird, die der Mensch selber, aber im Anschluß an Umwelt und Kultur gebildet hat.

Der Glaube, das wahre Ich sei der einfachen Introspektion zugänglich

Die Annahme, dass man durch einfache Introspektion das wahre, authentische Ich, d.h. die eigentlichen und guten Fähigkeiten, die in der Tiefe des Selbst verborgen liegen, erkennen könne, indem man sich frei mache von Verblendungen und Selbsttäuschungen und distanziert und objektiv in sich hineinschaut, ist, wie oben begründet, fragwürdig. Eine solche Introspektion ist schon deswegen ausgeschlossen, weil man Fähigkeiten nur aus ihren Aktivierungen und sichtbaren Leistungen erschließen kann.

Noch problematischer ist die Annahme, man könne dem wahren Ich zum Durchbruch und damit dem Menschen zu seinem Glück und zur Erfüllung seines Lebens verhelfen, wenn man ihm helfe, sie aufzudecken. Dazu passt dann die Maxime: Werde der du bist. Dem möchte ich die Behauptung entgegenstellen: man ändert sich nicht, indem man seine begrifflichen Vorstellungen über sich ändert, sondern erst, wenn es gelingt, die intuitive Handlungs-, Empfindungs- und Wissensbasis der Persönlichkeit zu verändern.

Das Problem besteht nicht allein darin, dass der Begriff des „wahren Ich“ ein Bild von Persönlichkeit vorgaukelt, das wesentliche Bedingungen der Entwicklung verkennt und verfälscht, sondern vielleicht mehr noch, dass man einem abstrakten Begriff Konnotationen unterschiebt und Handlungsmaximen von ihm ableitet, die er nicht hergibt. Gegen ein überzogenes und mit Bewertungen überfrachtetes Begriffsverständnis von Identität helfen nur kritische Analysen und empirische Überprüfungen.

Einige Literaturangaben

Dan Zahavi (2020) Phenomenology of self. Akademia edu

Gabriel Markus, (2015) Ich ist nicht Gehirn. Ullstein, Berlin

Gamm Gerhard, Chantals Gesichter. Über die Unerreichbarkeit des Selbst

Kant, 1956, pp. B132–B133). Whereas the experiences arise and perish in the stream of consciousness, the self remains as one and the same through time. More specifically, the self is taken to be a distinct principle of identity which stands apart from and above

the stream of changing experiences, and which for that very reason is able to structure it, and give it unity and coherence

Nagel, T. (1974). What is it like to be a bat? *Philosophical Review*, 83, 435–50.

Neisser, Ulric (1988, p. 35) distinguished five different selves: the ecological self, the interpersonal self, the extended self, the private self and the conceptual self.

Precht, Richard David, *Wer bin ich – und wenn ja wie viele?* München (2007).

Zahavi, D. (2002). First-person thoughts and embodied self-awareness. Some reflections on the relation between recent analytical philosophy and phenomenology. *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 1, 7–26.

Zahavi, D. & Parnas, J. (1998). Phenomenal consciousness and self-awareness: a phenomenological critique of representational theory. *Journal of Consciousness Studies*, 5, 687–705.

Siehe auch:

der blaue Reiter, *Journal für Philosophie*, Nr. 15, 1, 2020. „Ich“

Darin unter anderen:

Vaas Rüdiger, *Selbstbewusstsein und Gehirn* (Der Ich-Begriff ist nicht allein auf Gehirnaktivitäten reduzierbar. Bisher ist keine Hirnregion bekannt, die immer beim Vollzug dessen, was wir Selbstbewusstsein nennen, aktiv wird. Immer aber bleibt er seinem Erbe und Charakter nach ein Gemeinschaftswesen.)

Laurenz Volkmann, *Die Kontinuität der Person im Recht* (Ohne die stillschweigende Voraussetzung der Kontinuität eines Ichs oder Selbst wäre das Recht undenkbar. Allerdings kommt keiner der beiden Begriffe als solcher im Recht vor. Stattdessen ist stets von Personen die Rede. In der politischen Theologie des Mittelalters hingegen wurde die Person des Königs als aus zwei Körpern bestehend gedacht: aus dem öffentlichen, von Gottes Gnade beseelten, unsterblichen Amtskörper und aus dem sterblichen Körper des individuellen Menschen.)

Klaus Günther, *Das Ich und der andere in der Philosophie von Lévinas* (Das Leben besteht darin, sich das andere anzueignen, auf es aktiv zuzugehen und für die eigenen Bedürfnisse zurechtzumachen. Die vollendete Form der Subjektivität besteht darin, für den anderen zu sterben.)

Wolfgang Nikolaus Krewani, *Mit dem Ich auf Du und Du*. Die Deutschen Idealisten (Philosophieren heißt, mit „dem Ich“ auf Du und Du stehen. Selbstbewusstsein ist kein theoretisches, sondern ein primär praktisches Verhältnis zu sich.)

Andreas Luckner, *Kein Ich, nirgends – schon gar kein weibliches* Das Ich ist etwas, dessen man sich besser entledigen sollte, als es zu kultivieren. Das Ich, mit großem „I“ geschrieben, ist eine Illusion – für Frauen insbesondere auch eine gefährliche.

Elisabeth List, *Ich und sein Double* („Sein Alptraum, mit einem Wort er selbst.“ (Fjodor M. Dostojewski) Der Doppelgänger steht, in ganz unterschiedlichen Facetten, für das Dementi der Einheitsidee wie auch des Glaubens an die Einzigartigkeit. Nimmt man Houellebecqs Roman *Elementarteilchen* ganz und ausschließlich ernst, dann würde die Zauberformel „Einzigartigkeit trotz Gleichheit“ das Doppelgängerproblem bald obsolet erscheinen lassen.)

Jens Poggenpohl, *kolumne: L'état de moi* (Im Ich feiern Schizophrenie und Dialektik eine Party auf allen Stockwerken. Dem freudigen Ich-Über-Ich-Es-Brimborium hat Heidegger vergessen das Kehr-Ich entgegenzustellen.)

Ingo Anhenn, Interview mit Klaus Maria Brandauer: „Ich, das sind wir alle!“ (Wenn ich „ich“ sage, dann beschäftige ich mich ausschließlich mit der Umwelt. Für mich gibt es keine Abgrenzung von etwas. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, mich mit dem, was ich über eine Figur lese, was ich von ihr weiß oder erzählt bekomme, zu identifizieren)

Ingo Anhenn (Interview mit Slavoj Žižek): Das Trauma der Subjektivität Das Objekt des Begehrens ist das Subjekt selbst. Subjektivität ist mehr als einfach das Prinzip der Autonomie, sie ist etwas viel Radikaleres. Jeder ist verantwortlich dafür, was er als seine Pflicht definiert.

Ingo Anhenn (Essay Mihilismus) Selbstverwirklichungsboheme und Individualisierungsteror. Was mir als Individuum zugemutet wird an Urteilen, Verantwortlichkeiten und Risiken, ohne dass ich dafür hinreichend oder in besonderer Weise ausgerüstet oder qualifiziert wäre – das ist Mihilismus.